

Feuilleton : mein Freund Isidor (Schluss)

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Krieges zu beschützen. Die gleichen Anliegen findet man an Marmorwänden der Kirchen verzeichnet. . . . Man kann in einer namhaften Kirche in Rom vor einem Bild der Mutter Gottes einen riesigen Photographierahmen sehen, der Hunderte von Photographien einfasst. Alle Aufnahmen weisen ausnahmslos Bilder von Soldaten auf, die deren Angehörigen damit besonders unter den Schutz der Gottesmütter stellen wollen.» Darin sieht der Verfasser Belege für einen Aufschwung des religiösen Lebens in Italien. Primitiv, ja, aber nicht unbedingt, denn all das ist ja eben durch den Krieg bedingt worden. Der Kenner der Religionsgeschichte weiss, dass die Wurzeln dieses massiven Glaubens weit über das Christentum hinaus in die Urzeit der Menschheit reichen, in die Zeit des Managlaubens und des Bildzaubers. Auf der Feindesseite geschieht dasselbe: die griechische Braut stellt das Bild ihres Geliebten auf den griechisch-katholischen Altar. Und auf beiden Seiten fallen sie zu Tausenden, zu Hunderttausenden.

Weiter: Deutsche Soldaten besichtigen die Peterskirche. «Nicht nur einmal, sondern mehrfach konnte Ihr Korrespondent dabei eine kleine, aufschlussreiche Szene beobachten. Bekanntlich pflegt der gläubige Katholik, wenn er die Peterskirche besucht, die Zehe jenes Monumentes zu küssen, das den Apostel Petrus darstellt. Anscheinend gleichgültig gehen die Soldaten an dieser Statue vorüber. Hat sich die Gruppe dann etwas von dieser Stelle entfernt, so kehrt der eine oder andere zurück, wirft einen prüfenden Blick zu den Kameraden und küsst rasch die Zehe des Apostels, um dann schleunigst zu seiner Gruppe zurückzukehren.»

Nette Glaubenshelden! Aber wohl bekomms! Hoffentlich haben sie nicht vergessen, wie ich es persönlich in Rom gesehen habe, vor dem Kuss den silbernen Zehenstummel mit einem Wattebausch zu desinfizieren. Das unbedingte Gottvertrauen wird dadurch allerdings in ein etwas fragwürdiges Zwielficht gestellt. Und wenn diese Zehenschleckerei ein Beweis sein soll für das Wiederaufleben der Religion, dann ist uns um das weitere Schicksal dieser religiösen Renaissance und der Religion doch fast etwas bange! *Omikron.*

*Weisst Du nicht, mein Sohn,
mit wie geringem Verstande
die Welt regiert wird?*

Axel Oxenstjerna.

Feuilleton.

Mein Freund Isidro.

Von Jakob Stebler.
(Schluss.)

«Alles», stöhnte Don Julio, und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie auf seine Heuchelei eingegangen war.

«Wenn es nur des Geldes wegen ist», fuhr sie fort, «so werden Sie auf Ihren Freundschaftsdienst nicht zu verzichten brauchen. Bestellen Sie ruhig einen schönen und teuren Kranz; die Rechnung werde ich bezahlen.»

Das war nun wiederum nicht das, was Don Julio eigentlich wollte. Es liess sich bei diesem Geschäft noch viel mehr herausholen als ursprünglich beabsichtigt war, wenn ihm seine Teilnahme nicht mindestens das Fahrgeld nach Elche eintrug, waren seine schönen Tränen umsonst geweint gewesen.

«Ich weiss nicht recht . . .» stotterte er, «. . . aber ich glaube, der brave Señor Much wird mir kaum glauben, dass . . . zumal bei meinem heruntergekommenen Aeussern, und ich befürchte sehr, dass er Barzahlung verlangen wird. Vielleicht geben Sie mir der Einfachheit halber gleich das Geld mit, sonst.

Dumm war Señora Montull nicht, und so wusste sie ganz genau, dass sie in diesem Falle weder einen Kranz kriegte, noch ihr Geld wiedersähe, und sie nahm ihm das weiter nicht übel, weil sie an seiner Stelle genau dasselbe getan hätte, was sie bei ihm ohne weiteres voraussetzte.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

*Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit,
zu Religion und Kirche.*

Von Ernst Akert.

(7. Fortsetzung und Schluss.)

«Wie alle Neubekehrten wurde ich sogar eifriger als die andern», sagt der Grüne Heinrich. «Die Fackel, mit der ich in meine alten Gedankenwälder hinein leuchtete, brannte umso heisser, als sie an dem Feuer der Liebe entzündet worden war.»

Es ist echt Kellerisch, wie er bei dieser Bekehrung des Grünen Heinrich die zwei Mitakteure, den fröhlichen Kaplan und den blagierenden und schmarotzenden Atheisten Peter Gilgus mitspielen lässt.

Fast in allen seinen spätern Werken hat Gottfried Keller auf seine freie Weltanschauung hingewiesen durch entsprechende Charakterisierung der Personen, durch die Aussprüche seiner dichterischen Phantasiegestalten.

«Die Sieben Legenden» zeigen uns Kellers Humor und die menschlich-irdische Seite der Legendenfiguren in künstlerischer Darstellung.

Aktuell muten die Darstellungen der katholischen Pilgerfrau und des freisinnigen reform-protestantischen Pfarrherrn, der am Totenbette einer Sterbenden mit seiner Theologie so gründlich Schiffbruch erleidet, in der Novelle «Das verlorene Lachen», an. Die jungen Eheleute, die z. T. wegen ihrer verschiedenen religiösen Anschauungen auseinandergelassen sind, finden ihr verlorenes Lachen und Glück wieder, das ihnen auch die sektierischen Neutäuferfrauen nicht zeigen konnten. Auf die Frage der Justine: «Was wollen wir nun mit der Religion und der Kirche machen?» antwortete Jukundus: «Nichts! Wenn das Ewige und Unendliche (Gott) sich immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal still, vergnügt und friedlich halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen (der Geistlichen) müde, die nichts wissen und uns doch immer behirten wollen.

«Wen die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweg gezogen werden, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Das Leben blüht aber fort und leuchtet wie dieser Sonntagmorgen und guten Gewissens wandeln wir hindurch, gewärtig der Dinge, die kommen oder nicht kommen werden. Wir lassen uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz (gemeint ist das Seelenheil, die ewige Seligkeit,

Deshalb zog sie es vor, ihren dienstbaren Geist zum Blumenhändler zu schicken, und eine feudale Kranzspende mit der Widmung «Dein Freund und Studiengenosse Julio Portolés» zu bestellen. Dem sympathischen Besuch aber drückte sie einen echten Duro in die Hand, gab ihm beiläufig die Adressen ihrer fünf Töchter an, und im übrigen einigte man sich stillschweigend darauf, dass Don Julio beim Begräbnis zuvorderst stehen würde, und als Mann aus dem Volke herzerbrechend heulen.

Der aber, in jeder Beziehung neugestärkt, benutzte den Nachmittag, um sich in Baza etwas näher umzusehen, und tauchte denn auch nach kurzer Zeit im Hause der ältesten Tochter seines vielgeliebten Jugendfreundes auf.

«O Dona Clara», würgte er mit stockender Stimme hervor, «ich bin Pedro Suarez aus Sigüenza, und Ihr verstorbener Vater war mein intimster Studiengenosse. Alle Heiligen zusammen können nicht wissen, was alles ich an ihm verloren habe. Mit Worten gelingt es mir nicht, Ihnen zu sagen, wie erschüttert ich bin und wie fassunglos ich an seiner teuren Bahre stehe. Fünf Stunden weit bin ich hergereist, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, all mein Geld habe ich für die Fahrkarte ausgegeben, so dass ich völlig mittellos dastehe; nicht einmal einen Kranz, einen ganz einfachen Kranz mehr kann ich auf sein frühes Grab legen. Das würgt mich . . . das bricht mir . . .» — Und wiederum knackte es hörbar in der edlen Freundesbrust.

Dona Clara wäre ihrerseits sofort im Bilde gewesen, auch wenn ihr die Mutter den bevorstehenden Besuch nicht schon telephonisch

die Erlösung des Sünders und dergleichen mehr) nicht mehr auseinanderreissen.»

So spricht der 65-jährige Keller im «Verlorenen Lachen». Und in einem Briefe vom 31. Januar 1875 an seinen Freund Friedrich Theodor Vischer, den Dichter des Glaubensbekenntnisses (Wir haben keinen lieben Vater im Himmel), schreibt er über das «Verlorene Lachen»:

«Ich glaubte, mich zum Schlusse in einem modernen ersten Kulturbilde versuchen zu sollen und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann.

«Übrigens ist nach meiner tiefen Ueberzeugung die sozial-konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar und der vulgäre Glaube, etwas müsse sein wegen «des Plebs», wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewusste Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den ältern Laster kömmt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histriontum.

«Die Wirkung dieser Novelle (das verlorene Lachen) in Zürich war . . . drastisch und lehrreich. Während Alexander Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist (Pfarrer) Lang*) wie des Teufels. Er machte in der Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignoriert und nur den Unglauben denunziert und Goethe'sche Zitate aus Faust etc. entgegengesetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte (das verlorene Lachen) vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, sodass ich eigentlich eitel darauf sein sollte.

«So treibt er's auch in theologischen Aufsätzen. Andere desgleichen. Auch schiebt der grobkluge Pfaff mir gesprächsweise falsche und verwerfliche Motive unter, etc.

«Wenn diese Herren könnten, wie sie wollten, so könnten wir einpacken, ob wir wollten oder nicht, das ist sicher.

«Und dass sie Urteil und Denkart der Gebildeten und Ungebildeten, die durch den Kirchenbesuch (bei den freisinnigen Reformpfarrern) «die gute Sache der Aufklärung» glauben unterstützen zu sollen, verwirren und korrumpieren, davon hat man auch schon Proben.»

Am 6. Oktober 1888 starb Gottfried Kellers Schwester

*) Hch. Lang, Pfarrer am St. Peter in Zürich: Die Religion im Zeitalter Darwins: «Ich sehe nicht ein, was die Religion, was der Glaube einzuwenden hätte, wenn es der Wissenschaft gelingt, die Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren oder eine andere Entstehungsart der Welten durch immer bessere und zahlreichere Beweise zu konstatieren.»

angekündigt hätte. So liess sich das Verfahren also bedeutend vereinfachen, und eine Menge Zeit ersparen. Als Don Julius Portolés alias Pedro Suarez das gastliche Haus der Dona Clara verliess, geschah es in gehobener Stimmung, denn auch hier war nicht geknausert worden, und den sichtbaren Beweis davon trug er in Form von weitem fünf Pesetas in der Tasche mit sich. Und währenddem Señor Much, der Blumenhändler, ob der neuerlichen Kranzbestellung von einer Fassungslosigkeit in die andere fiel, telephonierte Dona Clara ihrer jüngern Schwester . . .

Auch bei Dona Rafaela schaute ein weiterer Duro heraus, und Don Julio begann bloss zu bedauern, dass sein verstorbener Freund und Studiengenosse nicht gleich zwei Dutzend Töchter hinterlassen hatte. Die dritte der Grazien, Dona Benita, zeigte nicht minderes Verständnis für seine Freundesnöte, dasselbe taten die beiden weitem, und so kam der ehrsame Señor Portolés auf die ungeheure Tageseinnahme von sechs mal fünf Pesetas.

Das war noch nicht alles, denn zum Schluss kassierte er noch seine vereinbarte Provision beim Blumenhändler ein, womit sein Vermögen auf sechsdreissig Pesetas stieg.

Seine Kräfte aber waren damit erschöpft. Der Mann aus dem Volke, der wackere Jugendfreund, fehlte beim Begräbnis des Don Isidro, er hatte dringender Geschäfte wegen vorzeitig verreisen müssen. Zu Orangenernte in Elche.

Regula im 67. Altersjahre. Der Bruder liess sie im Rehalpfriedhof bestatten. Nur wenige Freunde begleiteten ihn, kein Pfarrer war zur Bestattung geladen. Der Bruder trat an's offene Grab, warf einen langen Blick hinab und sagte «Nu i Gotts Name» und wendete sich tränenden Auges weg. Das war die Leichenrede, die über dieser Gruft ertönte,*)

Es hat bisher noch niemand gewagt, diese Aeusserung Kellers am Grabe seiner Schwester als ein Bekenntnis zu Gott auszulegen oder gar sein Verhalten in dieser Sache (Nichtzuziehung eines Geistlichen für eine Trauerrede am Grabe) als ein «Suchen nach dem Walten des Herrn des Lebens» zu bezeichnen. Dieses «Nu i Gotts Name» ist nur eine Gewohnheits-Redewendung ohne irgend welche bewusste Betonung des Sinnes Ausdrucks, eine Verlegenheits- und Gewohnheitsphrase wie das «Gottgrüetzi», das «Adieu», das «Herr Jeses» und all die ähnlichen Worte vom Gruss bis zum Fluche.

Eigentümlich ist die Tatsache, dass über die Art der Bestattung der Mutter nirgends etwas gesagt wird. Da die Mutter während der Amtszeit Kellers als Staatsschreiber starb, darf wohl angenommen werden, dass der Sohn der Mutter eine kirchliche «Abdankung» halten liess. Hat die Erfahrung, die er hier machte, ihn wohl bewogen, beim Tode der Schwester darauf zu verzichten?

Zurückweisung unrichtiger Darstellungen von Kellers Weltanschauung.

Angesichts all' dieser Tatsachen, die so hell und klar vor uns liegen, kommt Hans Corrodi**) dazu, zu sagen, «Gottfried Keller ist unerschöpflich in seiner Gotterfülltheit. Der Atheist Keller ist in Wirklichkeit ein tiefreligiöser Mensch, ein Gottsucher». Nachdem Corrodi den Entwicklungsgang Kellers von der Jugend bis zur Heidelberger Zeit durchaus richtig gezeichnet hat, zitiert er aus einem Heidelberger-Briefe Kellers an seinen Freund Dössekel in Zürich vom Frühjahr 1849 als Quintessenz des Feuerbach-Erlebnisses die Worte: «Ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr bereits geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen. Die Unsterblichkeit geht (mit) in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke (der Unsterblichkeit) ist, . . . das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfang, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen.»

) Adolf Frey, «Erinnerungen an Gottfried Keller», Verlag H. Haessel, Leipzig, 3. Auflage, 1919.

**) Hans Corrodi, «Gottfried Kellers Weltanschauung», in der Zeitschrift «Zeitwende», Beck'sche Verlags-Buchhandlung, Dez. 1932.

Literatur.

Ein neues Jugendbuch von Ernst Brauchlin ist, 187 Seiten stark, im Orell Füssli-Verlag erschienen, noch gerade zu rechter Zeit, um Knaben und Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren über Weihnachten und Neujahr als Festgeschenk überreicht zu werden. «Hans und Rosmarie kämpfen sich durch» ist das hübsch ausgestattete Buch unseres Gesinnungsfreundes betitelt, worin ein phantasiebegabter und sprachgewandter Vater seinen beiden Kindern an sechzehn Abenden seine und seiner Lebensgefährtin Jugendgeschichte erzählt, ohne es die begeisterten kleinen Zuhörer merken zu lassen, dass er aus seinem eigenen Leben und dem ihrer Mutter schöpft. Erst als die Anklänge an Bekanntes und Selbsterlebtes auch gar zu deutlich werden, kommen die Kinder dem Vater auf die Schliche, und gross ist darob ihre Freude. Geschickt eingeflochten in die Erzählung ist die mittelalterlich-romantische Geschichte, die die jugendlichen Helden der Erzählung und nachmaligen Eltern der Zuhörer zu dem mit Begeisterung in Szene gesetzten Märchenspiel «Prinz und Prinzessin» angeregt hat. Alles in allem ein prächtiges Buch, wie es von «unserem» Brauchlin, dessen dichterische Begabung und sorgfältiger Stil den Lesern des «FREIDENKER» gegenüber nicht besonders herausgestrichen zu werden brauchen, nicht anders zu erwarten war. Als auch vom erzieherischen Gesichtspunkt aus überaus wertvolle Gabe verdient das Buch weiteste Verbreitung. Tragen Sie das Ihrige hiezu bei, Gesinnungsfreunde! Preis des Buches Fr. 7.50. O. H.